

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

14.2.1937 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 7



14. Februar 1937

Hans Kaiser / Georg Büchner und das Elsaß

Nicht wenige Federn mögen in diesen Tagen in Bewegung gesetzt werden, um am 19. Februar Georg Büchners zu gedenken, des genialen Dichters und Denkers, des leidenschaftlichen Politikers, der spät erst in weiteren Kreisen bekannt geworden, in den letzten beiden Jahrzehnten in immer stärkerem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und namentlich durch sein Drama „Dantons Tod“ seiner Dichtung und Persönlichkeit einen empfänglichen Boden geschaffen hat. Deren Gesamtwürdigung soll hier nicht versucht werden; diese Zeilen verfolgen vielmehr das bescheidenere Ziel, die besonderen Beziehungen Büchners zum Elsaß zu behandeln unter Herausstellung dessen, was das Land für die Entfaltung seiner geistigen Gaben und für sein Gemütsleben bedeutet hat.

Zweimal hat Büchner zu längerem Aufenthalt im Elsaß geweiht, und zwar studienhalber zu Straßburg. Es ist die Zeit vom Oktober 1831 bis zum Juli 1833 und vom März 1835 bis zum Oktober 1836 gewesen; in die Zwischenzeit fällt der Aufenthalt in Gießen und im elterlichen Hause zu Darmstadt, das Ende der zweiten Straßburger Studienzeit ist bedingt durch die Ueberfiedlung nach Zürich, wo er wenige Monate vor dem Tode mit einer Vorlesung über vergleichende Anatomie die akademische Laufbahn begonnen hatte. Zur Wahl der Straßburger Fakultät mögen den Vater, der als angesehenen Arzt von Georgs Geburtsort Goddelau nach Darmstadt berufen war, verschiedene Rücksichten und Erwägungen bestimmt haben: einmal die Bewunderung Napoleons und des von ihm geprägten französischen Wesens, andererseits wohl verwandtschaftliche Verbindung mit angesehenen Bürgersfamilien (Neuß, Simly), durch deren Vermittlung wiederum allerlei Beziehungen zu geistig angeregten jungen Leuten, wie zu den Brüdern Adoff und August Stöber sich ergeben konnten. Der Enge des Hessenlandes entrückt und nun für die weiträumigen Verhältnisse eines reich entwickelten staatlichen Gemeinwesens aufgeschlossen erfuhrt Büchner im vielfach freiheitlich gesinnten Straßburg eine Erweiterung seines politischen Gesichtsfeldes, wie sie bedeutsamer kaum gedacht werden kann. Es wird immer staunenswert bleiben, wie schnell der noch nicht zwanzigjährige, freiheitsdurstige Jüngling — er war am zweiten Tage der Leipziger Schlacht geboren — die Ausichtslosigkeit der damaligen revolutionären Bestrebungen durchschaut, wie bald er dann zu der nicht mehr gewechselten Ueberzeugung durchgedrungen ist, daß einzig und allein eine vertiefte Erfassung der sozialen Probleme — in seinem Sinne: die Aufklärung der Massen über ihre Macht und Bedeutung — zu politischen Veränderungen hinführen könne, niemals aber Reformbestrebungen von seiten der gebildeten

Schichten. Diese gibt er vielmehr rücksichtslos preis: das Verhältnis zwischen arm und reich scheint ihm das wichtigste, ja das einzige revolutionäre Element, nur von den Massen soll das neue Leben ausgehen. Also keine politische, vielmehr eine soziale Revolution, der Einfluß des gleichfalls damals in Straßburg wirkenden St. Simonisten Rousseau ist hier wohl nicht zu verkennen.

Es sind das dieselben Gedanken, die nach dem Fortgang von Straßburg in einer weit mehr noch über das Ziel hinauschießenden Ausprägung widerklingen, namentlich in der Flugschrift „Der Hesseische Landbote“, die unter eindringlicher Hervorhebung der Bedrückung der zahlenmäßig weitläufig überlegenen Massen durch die Herrschenden das oberhessische Landvolk gewinnen sollte. Ohne jeden Erfolg übrigens, da die mißtrauischen Bauern die ihnen unter die Tür gelegten Exemplare dieser ersten deutschen sozialistischen Kampfschrift meist aus freien Stücken der Obrigkeit überlieferten. Die demagogischen Umtriebe wurden auch in Darmstadt in einer nach Straßburger Muster begründeten Gesellschaft der Menschenrechte fortgesetzt, es war für Büchner eine Zeit voll entsetzlicher Verwirrung und seelischer Dualen. Es war ebensosehr eine Flucht vor sich selbst, als er sich Anfang März 1835 der Verfolgung entzog, nachdem er vorher noch in „Dantons Tod“ seine erste, aus leidenschaftlichem Erleben geflossene dramatische Dichtung vollendet hatte, das Ergebnis trotz alledem eines durchaus in der Wirklichkeit wurzelnden Geistes.

In Straßburg erwartete ihn eine Braut: Minna Jacale, die Tochter des Pfarrers an der Wilhelmskirche, in dessen Hause er gewohnt hatte und während schwerer Krankheit treulich gepflegt worden war. Wie hatte er sich in der Ferne gefehnt nach dem „etwas überzogenen Zimmer, mit grüner Tapete, in der Rue St. Guillaume Nr. 66, links, eine Treppe hoch“. Wie auch später in Zürich, so war er während seiner Abwesenheit in Gießen und Darmstadt ein Gefühl des Heimwehs nie losgeworden; es war wohl nicht nur die Sehnsucht nach dem Zuspruch der Braut, auch die Stadt und das schöne Land zogen ihn mit mannigfachen Banden zurück. Hatte er kurz vor seinem Scheiden von Straßburg doch noch der Nachempfindung einer — wohl mit den Brüdern Stöber unternommenen — Reise ins obere Elsaß in einer Form Ausdruck gegeben, die für die Schilderung eines nachhaltigen Naturerlebnisses schlechthin nicht zu übertreffen ist. In einem Brief an seine Familie schreibt er: „Bald im Tal, bald auf den Höhen zogen wir durch das liebliche Land. Am zweiten Tage gelangten wir auf einer über 3000 Fuß hohen Fläche zum sogenannten weißen und

schwarzen See. Es sind zwei finstere Lachen in tiefer Schlucht, unter etwa 500 Fuß hohen Felswänden. Der weiße See liegt auf dem Gipfel der Höhe. Zu unseren Füßen lag still das dunkle Wasser. Ueber die nächsten Höhen hinaus sahen wir im Osten die Rheinebene und den Schwarzwald, nach West und Nordwest das Lothringer Hochland; im Süden hingen düstere Wetterwolken, die Luft war still. Plötzlich trieb der Sturm das Gewölke die Rheinebene herauf; zu unserer Linken zuckten die Blitze, und unter dem zerrissenen Gewölke über dem dunklen Jura glänzten die Alpengletscher in der Abendsonne. Der dritte Tag gewährte uns den nämlichen herrlichen Anblick; wir bestiegen nämlich den höchsten Punkt der Vogesen, den an 5000 Fuß hohen Bôlgen (Belchen). Man übersteht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen Franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entferntesten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blaßes Abendrot über der dunkel gewordenen Erde. Die Nacht brachten wir in einer geringen Entfernung vom Gipfel in einer Sennerhütte zu. Die Hirten haben hundert Kühe und bei neunzig Farnen und Stiere auf der Höhe. Bis Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunkel, die Sonne warf einen roten Schein über die Landschaft. Ueber den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölke wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blühende Milchstraße. Denkt Euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölke im Süden, so weit der Blick reicht, eine ungeheure schimmernde Eiszwand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen. — Vom Bôlgen stiegen wir rechts herab in das sogenannte Amarimental, das letzte Haupttal der Vogesen. Wir gingen talaufwärts. Das Tal schließt sich mit einem schönen Wiesengrund im wilden Gebirg. Ueber die Berge führte uns eine gut erhaltene Bergstraße nach Lothringen zu den Quellen der Mosel. Wir folgten eine Zeitlang dem Laufe des Wassers, wandten uns dann nördlich und kehrten über mehrere interessante Punkte nach Straßburg zurück."

Wie wohl ward Büchner nun wieder — im Frühjahr 1835 — in Straßburg, wo schon das Münster, dieses vollkommenste Bauwerk aus dem schönsten Jahrhundert unserer mittelalterlichen Kunstgeschichte, Herz und Sinne dauernd gefangen nahm. Hatte er bereits in der letzten Weihnacht des ersten Studienjahrs den Seinigen mit hereditären Worten den Zauber Frühmette um vier Uhr morgens geschildert („das Gewölke mit seinen Säulen, der Rose und den farbigen Säulen und die kniende Menge, nur halb vom Lampenlicht ertümpelt"), so ruft er nun, nachdem ein zerstörendes Unwetter über den Bau hinweggebraust ist, in einem Briefe an Gutzkow aus: „Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stünde." Wie er denn auch den Bestrebungen der wenigen Elsässer vollaus gerecht wird, die wie die Stöber damals versuchten, „die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen." Die Stöber sind es wohl auch gewesen, die seine alte Liebe zum Volkslied genährt und wach erhalten haben.

Und jedwede Arbeit gedieh nun unter elsässischem Himmel: die Politik begann hinter neuen dichterischen Versuchen, später noch mehr hinter ernsthaften naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien zurückzutreten. Daß gleichwohl das soziale Empfinden nicht erloschen, daß er nach wie vor gewillt war, dem Glend offen ins Auge zu schauen, zeigen die Entwürfe zu dem Trauerspiel „Woyzeck", das als die echtste, jedenfalls die ursprünglichste seiner Schöpfungen bezeichnet worden ist. „Ein Schicksalsstraum aus unterer Sphäre" mag es neuerdings überschätzt worden sein, immer aber wird das Urteil zu Recht bestehen, daß kein deutscher Dichter vor ihm so nahe an die Grundlage des Armen, Trüben, Bösen gerührt hatte. Ein starker sozialer Unterton läßt sich auch sonst nicht verkennen: wenn er zu Neujahr 1836 auf dem Straßburger Christkindelsmarkt die armen frierenden Kinder „mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dred und Goldpapier" stehen sieht, da macht ihn der „Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armeligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, sehr bitter. Im ganzen aber ist die Stimmung ruhiger geworden. Tritt hier der säkularisierende, sittigende Einfluß der Braut hervor? Und daneben das beglückende Bewußtsein, im Elsaß eine Heimat gefunden zu haben, die ihm unverloren blieb, auch wenn er aus äußeren Rücksichten den Stab zunächst wieder weiterleben mußte? Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich „liebe wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal." Wie sehr das in der Tat der Fall war, zeigt die Schilderung von Oberlins Heimat, wo die einzige, nicht dramatische Dichtung Büchners,

die Novelle, „Lenz", spielt. Mächtiger noch als in der ersten Straßburger Zeit hat ihn das Naturgefühl gepackt: den Empfindungen, die das düstere Waldgebirge dieser einsamen Landschaft in ihm wachgerufen, hat er mit der bewußten Steigerung des Dichters Ausdruck gegeben; alles ist hier selbst erlebt. Einige dem Anfang und dem Schluß des Fragments angehörige Sätze werden das deutlich machen:

„Den 20. (Jänner) ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen und Tannen. Es war naßkalt; das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht — und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.

Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte und der Nebel die Formen bald verichlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte . . . Er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen . . . Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölke in die Täler warf und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner und dann gewaltig heranbrausend, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und fein blühendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölke abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau, ein leises Rot hinaufklohm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel, scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blühten — riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, alles in sich fassen . . ."

Wir verweisen nicht bei der Schilderung der „Wanderschaft in den Wahnsinn", hören nur noch die Naturerlebnisse, wie sie B. bei der Abfahrt des Unglücklichen anklingen läßt:

„Gegen Abend waren sie im Rheintale. Sie entfernten sich allmählich vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abends spielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein schimmerndes, bläuliches Gewässlein. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie; die Erde war wie ein goldner Pofal, über den schäumend die Goldwellen des Mondes liefen . . ."

Solche Verklärung von im Elsaß gewonnenen Natureindrücken wie überhaupt Büchners innige Liebe zu dem schönen Grenzland sind weder zu seinen Lebzeiten noch in der nächsten Zeit nach seinem Tode einer weiteren Öffentlichkeit bekannt geworden, auch später sind sie kaum oder doch nicht genügend beachtet worden. Im Elsaß war Büchners Erscheinung zu kurz gewesen, als daß sie tiefere Spuren hätte hinterlassen können, lag doch von seinen eigenen literarischen Arbeiten zu Lebzeiten — außer dem rasch der Beschlagnahme verfallenen und damit verschwundenen „Elsässischen Landboten" einzig und allein „Dantons Tod" vollendet und veröffentlicht vor, das übrige nur bruchstückartig oder in zum Teil skizzenhaften Entwürfen. So war es nur ein kleiner Kreis, der im Elsaß kein Gedächtnis bewahrte: Außer den Verwandten vor allen die erst nach Jahrzehnten im wieder deutlich gewordenen Straßburg verstorbene Braut, in deren Händen sich bis zu ihrem Ende ein beträchtlicher Teil des niemals auch nur zur Einsichtnahme ausgefolgten brieflichen und literarischen Nachlasses befunden hat; auf das Bruchstück des „Lenz" hat August Stöber 1842 einmal flüchtig hingewiesen und dem Bedauern Ausdruck verliehen, daß der Freund die auf seine Anregung unternommene Aufgabe nicht habe zu Ende führen können. Um so mehr darf gerade in diesen Tagen daran erinnert werden, wie stark der geniale Jüngling — in dieser Anhänglichkeit Goethe nicht unähnlich — von dem Reiz der alten deutschen, damals wie heute der blutmäßigen Verbindung entfremdeten Landschaft sich hat gefangen nehmen lassen, — ein Zug schöner Menschlichkeit bei einer schroffen und vielfach unzugänglichen Natur, die vollends im politischen Leben schier bedenkenlos in der Wahl der Mittel gewesen ist.

Ludwig Gromer / Zur 100. Wiederkehr des Geburtstags
von Josef Durm

Am 14. Februar jährt sich der Geburtstag des verstorbenen Weheimen Rats Professor Dr. phil. h. c., Dr.-Ing. e. h. Josef Durm zum 100. Male. Da ziemt es sich, des verdienten Mannes und hervorragenden Architekten und Gelehrten in Würdigung zu gedenken und auf seinen Werdegang einen kurzen Rückblick zu werfen.

Josef Durm war geboren am 14. Februar 1837 in Karlsruhe, absolvierte das Lyzeum seiner Vaterstadt und widmete sich am damaligen Polytechnikum dem Studium der Architektur, wo insbesondere die Professoren Fischer, Hübsch, Eisenlohr sowie Hochstetter und Lang auf ihn ihren Einfluß ausübten. Mit 23 Jahren bestand er die Staatsprüfung mit Auszeichnung und trat darauf bei der damaligen Baudirektion ein, wo man ihn zu halten versucht hatte. Doch verließ Durm diese Stelle und ging nach Mainz, wo er mit einem Kollegen verschiedene Bauten ausführte.

Nach zwei fleißigen und fröhlichen, in Italien verbrachten Jahren erfolgte 1868 Durms Berufung als Professor an das Polytechnikum seiner Vaterstadt. Im Jahr 1877 wurde er Baurat, 1883 Oberbaurat, 1886 Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, 1887 Baudirektor und Vorstand der Baudirektion, 1894 Oberbaudirektor, 1902 Doktor-Ingenieur ehrenhalber der Technischen Hochschule Berlin. Im gleichen Jahr erfolgte wegen Aufhebung der Baudirektion seine Zuruheetzung unter Ernennung zum Weheimen Rat II. Klasse und unter Belassung in der Stellung an der Technischen Hochschule.

Vom Kaiser war er im Jahre 1903 von neuem zum außerordentl. Mitglied der Akademie des Bauwesens ernannt worden. Aus der großen Zahl der von Durm ausgeführten Bauten mögen nur folgende erwähnt werden:

in Karlsruhe: der Friedhof, die Festhalle, die Synagoge, das Bierordtbad, das Erbgroßherzogliche Palais, die Häuser Büchel und Schmieder, das Justizgebäude, das Amtsgericht, der Anlabau der Technischen Hochschule, das Bezirksamt und die Kunstgewerbeschule;

in Baden-Baden: das Augusta- und das Landesbad;

in Heidelberg: die Universitätsbibliothek;

in Freiburg: Universitätsinstitute, das Gymnasium und die Kirche im Stadtteil Wiehre;

in Mannheim: die Oberrheinische Versicherungsgesellschaft;

ferner eine Anzahl Kirchen und Schulen im Land.

Gedenkt man noch der mustergültigen Wiederherstellung der Klosterkirche in Schwarzach, der Beteiligung an allen bedeutenden Konkurrenzen neben den dienstlichen Obliegenheiten, die er viele Jahre als höchster Beamter des Bauwesens zu erfüllen hatte, so muß schon die Größe der schöpferischen Leistung, wenn sie auch neben dem Lehramt und der Forschung nur einen Bruchteil des Ganzen bildet, sowie der hohe Ernst und der ideale Zug mit Bewunderung erfüllen.

Zahlreiche Studienreisen nach Griechenland, Troja, Syrien, Palästina, Ägypten hatten dem Gelehrten immer neue Freunde und zahlreiche Auszeichnungen gebracht.

Trotz der ehrenvollen Berufungen nach Darmstadt und München war er, dank den Bemühungen der Regierung, der badischen Heimat trenn geblieben.

Von seinen vielen Schriften sollen nur die bedeutendsten erwähnt werden. Die bekanntesten sind in dem „Handbuch der Architektur“ enthalten, so die Baukunstgeschichte der Griechen, der Etrusker-Römer und der italienischen Renaissance, Werke von erstaunlicher Originalität und Fülle. Seine Schrift über das Karlsruher Schloß ist die gründlichste und umfassendste Arbeit für dessen Baugeschichte.

Aber auch im Ausland war Durm als Autorität geschätzt. Das beweisen die Ernennungen zum Mitglied gelehrter Gesellschaften, so daß er den Ruf eines der besten Kenner klassischer Baukunst von Europa genoss.

Was der im Dezember 1917 verstorbene Weheimen Rat Professor Dr. Baumeister der Bauingenieurabteilung der Technischen Hochschule Karlsruhe war, das ist Durm der Abteilung für Architektur gewesen, an der er mit unermüdlicher Hingebung wirkte.

Bemerkenswert ist noch, in welcher temperamentsvoller, ja sogar energischer Weise er seine als richtig erkannte Ansicht selbst den Großherzoglichen Herrschaften gegenüber zu vertreten wußte.

Seine Vorträge, die sich durch eine glänzende Stilistik auszeichneten, waren ebenso wie die zugehörigen Übungen im Entwerfen von den Studierenden sehr zahlreich besucht, denn er hatte denselben den Stempel seiner starken Eigenart aufgeprägt.

Er starb am 3. April 1919 im Alter von 82 Jahren, aber die Erinnerung an Josef Durm wird in den Herzen der Generationen, die er als Architekten ausgebildet hat, weiterleben.

Klara-Maria Frey / Drei Küsse

Küsse sind wie Blumen und wachsen auf der Erde — da und dort und in allen Farben, helle, zartgetönte, schwelgerisch-karfarbige und jene blutroten, die aus dem Gestrüpp der Leidenschaft leuchten und locken.

Mancheiner findet nur die eine oder andere Sorte, oder gar keine, je nach Lebenswanderungen und -wandel.

Theresel, die Nischblonde mit der reizvollen Stirne über den Augen, in denen ein unsägliches Wechseln lebt, erzählte in einer Freundschaftsstunde:

„Rehn Jahre war ich alt und wild und herubigt, störrisch und faust, einsam und frohmunter mit anderen, wie es eben die Lebenswelle im Stoß und Gegenstoß mit sich bringt. Erwachsenen gegenüber zeigte ich mich schon. Handgeben, Knicks, ein roter Kuss saust heiß durchs Gesicht, die Zunge steckt in der Klammer der Schüchternheit — also ist's am besten, man entweicht alsbald wieder und kriecht hinter ein Buch im Sofaed.“

So sah ich einmal wieder. Am Nebenzimmer huschten die älteren Geschwister, klopfen Tonleitern, stritten und pufften sich — alles in Erwartung des Klavierlehrers. Den kannte ich nur vom flüchtigen Grinsen, hatte noch kein Lebenswörtlein mit dem Menschen gesprochen, vielmehr er nicht mit mir. Ich hatte auch keine Lust, durchaus keine, mit einem zu reden, der schon so furchtbar alt war und dreiundzwanzig (oder so) handfeste Jahre auf dem Buckel trug.

Da ich nun so beinverkrampft und leselustig auf meinem Sitz im Alleinsein schwelgte, ging auf einmal die Tür zum Klavier auf und wider alle übliche Regel trat der Klavierlehrer ein, um den Weg durch dies Zimmer in den Salon nebenan zu nehmen.

Pflichtgemäß sprang ich auf und reichte dem großen, blonden Mann die Hand zum Gruße. Ein hubenhaftes Augenschmeln bligte durch die Brillengläser, zu denen ich aufschaute.

Und plötzlich stieg — ich kann nur sagen etwas Dunkelbelbiges — in diesen Augen auf. Mein Kopf war plötzlich zwischen zwei sauberen, starken Händen, und auf die Stirn

drückte sich sekundenflüchtig ein Kuß, der erste Kuß aus fremdem Männermund. Nichts von unschöner Gier oder unzeitigem Reizenwollen lag in der plötzlichen Berührung.

(Der junge Mensch, ein guter Bekannter meiner Eltern, war keineswegs ein Draufgänger, sondern, wie ich später erfuhr, äußerst bescheiden und verhalten.)

Wir widerfuhr dieser Kuß als ein Rätsel, und ich entschritt veronnen, währenddem der Klavierlehrer die Tür aufklickte, hinter der es in allen Tonarten lärmt.

Niemandem erzählte ich vom erlebten Schatten eines Abenteuerers. Dies war der erste der drei schneeweißen Küsse, die ich zu denen zähle, die jenseits von Blut und Blut sich entsalten und dennoch als heiße, zehrende Tropfen in die Seele sinken.

Und dann erzählte Theresel weiter:

„Später lebte ich als Studentin in einer Universitätsstadt; das wußt ihr ja. Dort hatte sich ein netter Kreis zusammengetan aus allen Fakultäten. Wenn wir genug geschuftet hatten in den Seminarräumen, dann machten wir Ausflüge und allerhand Jux.“

Unter harmlos-heitern Mädchen fiel mir ein sonderbares Geschöpf auf. Gudrun hieß dieses Wesen und studierte Theologie. Stellt euch vor, richtig Theologie! Wozu ein solches Studium führen soll, weiß ich zwar nicht. Aber jedenfalls war es dieser Gudrun ernst mit aller Büffelei und allem Numgemurkse auf den Leitern, die an den Büchergalerien lehnen.

Aber sie paßte eigentlich nicht recht in unsere nudelveranützte Gesellschaft, in unser Gehänsel und Gezanz, in die blühenden Unsinnigkeiten, die wir trieben, um uns von allen wichtigen Folianten zu erholen. Zwar — die Gudrun war nicht einmal häßlich, hatte sogar feine Züge und Augen wie feuchter Sammt. Aber ihr angepapptes Haar, ihre wallenden Priesterlocke und das schmerzlich Lebensferne in ihrem Gesicht verhinderten, daß sie in unseren frischen Kreis gepaßt hätte.

Wir alle wunderten uns übrigens sehr, daß es die Theologiestudentin immer wieder zu uns trieb, in den Wirbel un-

ferer Unternehmungen, bei denen sie — wortfarg und abweisend, wie sie war — nur ein Schattendasein führte.

Einmal gab es zu Semesterchluss ein großes Fest, dessen Reinerlös für studentische Zwecke bestimmt war. Zwei begabte Musenjünger hatten ein zünftiges Theaterstück verfasst, das auf der Bühne des größten Saales aufgeführt werden sollte.

Auch ich hatte mit andern Kommilitonen eine Rolle übernommen. Und zwar sollte ich eine alte, würdige Dame darstellen, die als lächelnde, abgekühlte Großmutter weise Worte zu schäumender Jugend spricht und erinnerungsfähig die Augen verdreht und mit dem Kapotthütchenkopf nickt und wackelt, indes Volkstänze vor ihrem erhöhten Sitz stäuben und stampfen.

Die Gudrun mußte hinter den Kulissen Klavier spielen. Für „vor den Kulissen“ waren Scham und Scheu zu groß.

„Doch ich sehe, ihr seid ungeduldig, meine Lieben“, sagte hier Theresel, „es treibt euch, die Hauptache zu hören, die, wie ich euch sagte, ein Unschuldsfuß war. Nun ja, die Hauptprobe kam, bei der wir zum erstenmal in vollem Kostümpus zu erscheinen hatten.“

Ich trug ein wonnig-echtes Kleid: enge Tafttaille, hoher Rückensteckragen mit handgroßer Brosche. Als echtestes aber erschienen die Haare. Eine Perücke (graue Wellen mit Scheitel), sah mir auf dem Kopf, als ob sie dort gewachsen wäre.

Ich erschrak vor meinem eigenen Spiegelbild! Das war nimmer die Theresel, cand. phil., nein, das war eine in Kampf und Ehren ergraute Dame, der man mindestens 15 Enkelkinder zutraute.

Mir kam sogar — es sei euch gestanden — blitztrads der Gedanke, es wäre am besten, in dieser Maske zu bleiben, mein Leben als rüstige Matrone weiterzuleben und alles an Not und Ehrgeiz hinzuwerfen. Versunken in solche abwegigen Ideen, stetzte ich hinter der Bühne herum, sorgsam das Taftkleid hütend, daß es sich nicht in Nägeln und Holzspapfen verfinke. Mit einemmal stand die Gudrun vor mir im Halbdämmer der abgeblendeten Lichter. Ihre Hände umkrampften das Notenheft und dabei blickte sie mich an, als breche ein Strom von Liebe über sie hin. Und ohne sich umzusehen, neigte sie sich schnell mit seltsam weicher Gebärde zu mir hin und küßte mich. Das Musikbuch polterte zur Erde. Gudrun hob es auf, langsam und wie beschwert von innerer Glut.

Nie kann ich diese ganze Situation vergessen, nie dieses keusche Lippenerlebnis mitten in den profaischen Balken und grauen Wänden, zwischen denen ich stand als leidenschaftliche Pseudogreisin, die vorhin vor dem Spiegel gewähnt hatte, man könne saftstarke jugendliche Knospzeit einfach übergehen und ungelebt lassen.“

„Und das dritte Erlebnis dieser Art?“ haten wir Theresel, die sich heute so erzählfreudig zeiate.

„Das sollt ihr auch noch hören“, sagte sie, „aber überspitzt eure Neugier nicht — es geschieht kaum etwas bei dieser Geschichte. Der Hauptwert liegt im Begeleitgefühl und im Unwägbar, was allemal schwer zu beschreiben ist.“

Es war vor mehreren Jahren. Ich lag ziemlich krank im Krankenhaus zu B. Als Mitpatientin hatte ich eine liebe, zarte Frau, Ende der fünfziger Jahre. Zwischen uns schwang — trotzdem wir beide rechte Glendkreaturen waren — eine seltsam lebendige Sympathie. Jede nahm Rücksicht auf die andere; ein zartes Besorgfisein verband uns auf ungemein selbstverständliche Weise. Sehen konnten wir uns nicht, weil die Betten hintereinander standen; aber die Worte, selbst Scherze und Neckereien, sprangen hin und her. Meist aber einten uns ernste Gespräche von Leben und Sterben, und triumphierend über diese Düstereiten leuchteten unsere Gedanken firnweisk in gemeinsamer froher Glaubenszuversicht, wie sie sich echt und präsenlos aus hundertfacher Vernichtungsnähe herausgehört.

Die Leidenskameradin wurde mir immer lieber; denn meine hochgespannten Nerven erspürten eine seltenfeine Seele im siechen Körper, der sich so nahe von mir durch bange Tage und noch bangere Nächte quälte. Nachts lauschte ich oft auf den schnarrenden Atem der Herzkranken, läutete auch manchmal die Schwester herbei, daß sie meiner Zimmernachbarin irgendeine Erleichterung brächte; denn diese selber hätte nie und nimmer — aus übergroßer Bescheidenheit — den Klingelknopf gedrückt.

Und einmal — die Lichter waren längst gelöscht, die Mitternacht dräute heran — ich lag in Angst und Schweiß und überwimmelt von Gedanken — da hörte ich Geräusch hinter mir. Meine Hand griff zum Lichtsignal, zögernd, ob ich recht täte, jemanden herbeizualarmieren. Ich kam aber nicht dazu — denn da stand mit einemmale meine Mitpatientin am Bett. Der Mond gab matte Sicht. „Frau Theresel“ flüsterte es. Ich sah in das bleiche, umrislose Gesicht und küßte mich alsbald wie in hilfloser Furcht umschlungen. Kleine fremde Seufzer kamen mir entgegen; auf meinen Lippen lag der bitterlich-hinwehnde Kuß dieser Todgeweihten. „Grüßen Sie meine Kinder“, sagte die Kranke und küßte mich noch einmal. „Und — ich danke Ihnen für alle schönen Stunden.“

Da quoll in mir ein heißes weitumfassendes Lieben hoch, ein Lebensgefühl, das alles miteinbezog — auch alles Dunkle und Rätselvolle. Ich erwiderte den Kuß dieser gebrechlichen Frau, deren Saft am Verfliegen war.

Und in diesem seltsam nächtigen Austausch von Mund zu Mund war mir, als alühte ich für kurze Zeit auf wie ein Orakel, der alles Leid der Welt empfängt und verwandelt.

Die Frau — ein weißes Schemen — glitt wieder in ihr Bett und atmete sich ruhig in den Schlaf. Auch ich schlief fest ein.

Als frühmorgens die Tag Schwester kam, um uns zu messen, fand sie meine Zimmergenossin tot im Bett und drückte ihr die Augen zu.

Noch nie war mir der Tod so sehr wie ein „Heimgang“ erschienen, noch nie ein Kuß so sehr als letztes Seelengrüßen von Mensch zu Mensch, als schwebend-schwingender Hauch aus Leibesleben, das ewig unzerstörbar ist.“

Nach dieser Erzählung schwieg Theresel, und wir schwiegen mit.

Karl Berner / Drei Gedichte

Fink und Kuh

Meine Wiege stand im Grünen,
Und ein Bächlein floß daneben;
Zwischen Stämmen, stolzen, kühnen,
Sah ich bunte Falter schweben,
Und ein Bergfink auf dem Ast
Sang dem kleinen Erdenkist
Fröhlich schmetternd, heimlich leise
Seine alte Finkenweise,
Und im Gras die bunte Kuh
Brummte stillvergnügt dazu.

Ach, wie hat sich das geändert!
Jener Knirps ist alt geworden,
Und der Krack ist stolz behändert,
Und im Knopfloch hängt ein Orden —
Aber wenn in stiller Nacht
Heimlich meine Sehnsucht wacht
Und die alten Sterne blinken,
Hör' ich noch den Sang des Finken
Und das heimatische Mub
Unsrer lieben bunten Kuh.

Abendlicht

Es dämmert schon, die letzte Schwalbe fliegt;
Der Tag verstummt, und schweigend naht die Nacht.
Doch fern, vom sinkenden Gestirn entfacht,
Ein letztes Leuchten auf den Höhen liegt.

Aus deinen Augen grüßt ein milder Schein;
Die Liebe spendet ihn, geliebte Frau —
Die Nacht ist nah, und unser Haar ist grau —
Ich bin getrost; denn noch, noch bist du mein.

Ich bin getrost, ob auch die Sonne sank
Und welches Grau die Schläfe mir umflücht.
Wie hold der Liebe mildes Abendlicht
Das alte Herz umschmeichelt! . . . Habe Dank!

Weiße Blätter

In der Binde grüner Krone
Hangt ein Kranz von welken Blättern,
Fahler Rest aus Sommerwettern,
Stiller Gruß dem Erdensohne.

Steh, im Sonnenlicht, dem holden,
Glänzen diese armen Reste
Ampeln gleich beim Sommerfeste,
Leuchten heimlich, rein und golden.

Zwischen frischen, grünen Ranken
Welkt gar oft ein heimlich Hoffen —
Laß dein Herz der Sonne offen,
Und du wirst für beides danken:

Dankst dem grünen Kranz der Binde,
Dankst dem toten goldenen Traume,
Der, ein welches Blatt am Baume,
Leise schwankt im Abendwinde.